

Grüne und SPD und behaupten, dass nur sie die Großstadt verstehen. Aber viele Entwicklungen in unseren Ballungsräumen halten sie eigentlich für unerträglich

## Monopoly rot-grün

Von Gerd Held

**E**in suggestives Wort macht in der Politik die Runde. „Großstädtisch“ will man sein und das soll irgendwie modern klingen. „Wir sind die Großstadtspartei“ verkündeten die Grünen nach ihrem Wahlsieg in Stuttgart. Auch die SPD will das Thema pachten und verlorenes Terrain als Volkspartei zurückgewinnen. Beide versuchen den Eindruck zu erwecken, CDU/CSU und FDP kämen in den großen Agglomerationsräumen der Republik nicht mehr zurecht. Manche Unionspolitiker zeigen sich beeindruckt. Tatsächlich findet man in den Parlamenten der meisten deutschen Städte über 300000 Einwohner schon seit etlichen Jahren rot-grüne Mehrheiten, in unterschiedlichen Ausprägungen. Es gibt offenbar eine Grundstimmung, die diese Mehrheiten trägt. Doch wie großstädtisch ist diese Stimmung wirklich? Man darf nicht vergessen, dass die rotgrünen Mehrheiten nur innerhalb der städtischen Verwaltungsgrenzen bestehen, während ein Großteil des wirtschaftlichen und sozialen Lebens sich heute in den äußeren Gebieten eines Ballungsraums abspielt. Definiert man die großen Metropolregionen nach ihren Verflechtungen, umfassen sie fast 50% der deutschen Gesamtbevölkerung. In den Kernräumen, von denen Grüne und SPD ihren Alleinvertretungsanspruch für das Urbane ableiten, wohnen aber höchstens 20% der Deutschen. Und in den äußeren Gebieten geht es nicht etwa ländlich-provinziell zu: Hier arbeitet inzwischen der überwiegende Teil des produzierenden Gewerbes. Auch die Leistung der Kernräume wäre ohne das millionenfache Einpendeln für Beruf, Ausbildung und Einkauf undenkbar. Bei der Kindererziehung, beim Vereinsleben oder bei der Nachbarschaftshilfe hat das Umland eigene

Modelle entwickelt, die nicht weniger Zusammenhalt bieten als innerstädtische Quartiere. Die Kernstädte seien unsere Wachstumsmotoren, heißt es. Doch die Statistik zeigt, dass es ein solches Monopol für Wirtschaftsdynamik nicht gibt: So nahm in NRW die Erwerbstätigkeit in den kreisfreien Städten von 1991 bis 2009 um 4,5% zu, in den übrigen Kreisen aber um 11,5%.

Das soll nicht heißen, dass unsere Kernstädte nun weniger urban wären. Allerdings sollte man ruhig einmal näher hinschauen, ob es wirklich die rotgrünen Wählerschichten sind, die hier an der Spitze der Betriebsamkeit stehen. Wie großstädtisch sind diese Schichten wirklich in ihrem Lebensformen und Idealen? Mit dem Wort „Großstadt“ assoziieren wir Bilder von Tempo und Verkehrsgewühl, von Massenbetrieb in Büros und Geschäften, von erheblichen sozialen Unterschieden und viel Asphalt. Doch merkwürdig: Beim rotgrünen Stammmilieu fällt auf, dass es eigentlich mit diesen Dingen ziemlich hadert. Es ist eher in der ruhigeren Nische zuhause, beim Tempo 30, in der Projekt-Gesprächsrunde. Die geschäftige Großstadt wird allenfalls vom Straßenrand angeschaut, den multikulturellen Stress erträgt man am liebsten in Festivalform. Die Großstadt wird hier zur Aufführung, der man beiwohnt, ohne wirklich zu ihrem Betrieb zu gehören. Es ist eine verräterische Sprachwendung, wenn immer vom großstädtischen „Lebensgefühl“ die Rede ist, zu dem rotgrün einen besonderen Draht haben will. Das klingt nach Abenteuer und nach Obama-Coolness – nicht aber nach alltäglicher, beharrlicher Leistung. Deren Leistungsträger, die damit beschäftigt sind, die Normalität des Bildungs-, Bank-, Ver-

kehr- oder Polizeibetriebs zu bewältigen, sind in unseren Kernstädten durchaus zahlreich, aber sie haben ihre Distanzen zum rotgrünen Stadtfeeling und oft zur Kommunalpolitik insgesamt, wie die niedrige Wahlbeteiligung zeigt. Zwischen Erlebnis und Betrieb klafft ein großer Unterschied, wobei das erstere in den vergangenen Jahrzehnten mehr Aufmerksamkeit bekommen hat. Unsere Kernstädte haben heute ein Doppelgesicht und das wird besonders deutlich in der deutschen Hauptstadt: Vor kurzem ergab eine Umfrage, dass Berlin bei den Erlebnisqualitäten (Ausgehen, Nachtleben, Veranstaltungen, Sehenswürdigkeiten) durchaus punkten kann, aber sehr schlecht bei allen harten Kriterien abschneidet: Auto und Verkehr, Arbeit, Schulen, Wohnung, Sicherheit und Sauberkeit. Eine Stadt kann mehr Erlebnismöglichkeiten bieten und gleichzeitig ihre Leistungsfähigkeit Stück um Stück verlieren.

Nun gibt es ein Phänomen, das sich in den letzten Jahrzehnten verstärkt hat und viele Beobachter irritiert. Es wächst die Zahl der Menschen, die keine stabile Biographie mit Ausbildung, Beruf und Familie haben, sondern deren Lebensweg viele Brüche aufweist und deren Einkommen in der Summe sehr niedrig ist. Dieser Bevölkerungsteil wächst besonders stark in den Kernstädten. Doch ist durchaus großstädtisch. Es gehört zu dieser Siedlungsform, dass in ihr prekäre Existenzen möglich sind: Menschen, die öfters scheitern und wieder neu anfangen; Menschen, die ihren Lebensunterhalt aus mehreren Jobs zusammstückeln (Auslassung) und ihr Zuhause aus schwachen Partnerschaften. Sie

alle kennen die Einsamkeit und doch gibt es auch in diesem Leben Momente des Gelingens, der Würde und auch des Charmes. Doch genau an diesem Punkt ist es mit der rotgrünen Großstadtliebe vorbei. Sie will hier nur Elend und Verwahrlosung sehen. Die Existenzformen der Unterschicht sind für sie nur Anlass, nach einem Eingriff von außen zu rufen - nach Beratungsangeboten, nach Betreuungsprojekten, nach Sozialzuschüssen. Oft sind es Eingriffe, die auf diese Existenzformen gar keine Rücksicht nehmen – wie die Einführung von Mindestlöhnen, die viele der kleinen Jobs zerstört, obwohl diese viel zum Funktionieren der Stadt beitragen. Aber das rotgrüne Milieu, dem die Welt der Unterschicht im Grunde sehr fern liegt, neigt hier – heute mehr denn je – zum schroffen „unerträglich“.

So haben die Mehrheiten, die SPD und Grüne gegenwärtig in den Kernstädten unserer Großstadregionen finden, mehr mit dem Sozialstaat als mit der Großstadt zu tun. Es sind die nivellierenden Maßstäbe des Sozialstaats, in denen sie Schutz suchen und für die sie das offene Sozialmodell der modernen Stadt zu opfern bereit sind. Das, was früher typisch für eine Metropole war – Tempo, robuster Bau, Toleranz von Unterschieden –, ist zum Makel geworden und muss mit viel Geld überdeckt werden. Unsere urbanen Zentren wurden so zu Zentren der Verschuldung. Und diese hilfsbedürftig gemachte Urbanität soll nun als Kronzeuge für Zukunftsfähigkeit im Wahlkampf vorgeführt werden! Es ist kurios, aber wahr: Die rotgrünen Alleinvertreter der Großstadt sind im Grunde ihre Verächter.

*(Manuskript vom 8.12.2012, erschienen als Leitartikel in der Tageszeitung DIE WELT unter der Überschrift „Großstadt gesucht“ am 11.12.2012)*